

Böses Erwachen in Paris

Junge Tunesier haben es trotz Frankreichs verschärfter Grenzkontrollen von Lampedusa bis Paris geschafft. Die meisten sind schwer enttäuscht.

VON DANNY LEDER, PARIS

Hakim will die Hoffnung nicht aufgeben. Der stämmige, 27 jährige Tunesier lehnt an einem Pfosten im volkstümlichen Pariser Stadtteil Belleville und erklärt mit schüchternem Lächeln: „Irgendwie muss es weitergehen, meine Verwandten haben mir die Reisekosten vorgestreckt“.

Vor zwei Monaten übersetzte der Bauarbeiter in einem Fischkutter vom tunesischen Hafen Zarzis auf die sizilianische Insel Lampedusa. Die Italiener seien „nett“ zu ihnen gewesen. Er habe sich aber schnell auf den Weg nach Frankreich gemacht. Einer seiner Brüder wohnte bereits in Paris. Vor allem aber glaubt Hakim, Frankreich habe ihm gegenüber eine Bringschuld: sein Vater arbeitete in Frankreich bevor er schwer zuckerkrank wurde. Er kehrte nach Tunesien zurück, die französische Krankenversicherung kam für seine Dialyse auf. Aber zuletzt, wegen der Wirren nach der Revolution in Tunesien, sei die Behandlung ausgefallen. Hakim meint, die französischen Behörden, müssten deshalb jetzt ihm, dem Sohn, eine Aufenthaltsbewilligung gewähren.

Die um einiges jüngeren Burschen, die Hakim umringen, können auf keine derartigen Beziehungen mit Frankreich pochen. Auch sie lächeln, sogar forscher als Hakim, aber man merkt, dass sie den Tränen nahe sind. Einer wiederholt trotzig spöttelnd: „La Fraternité“ (Die Brüderlichkeit – einer der Grundsatzsprüche der französischen Republik). Sie klagen darüber, dass sie in Frankreich – im Gegensatz zu Italien – im Freien übernachten müssen. Ihre Arbeitssuche sei vergeblich gewesen. Nur einer konnte schwarz ein paar Tage auf einer Baustelle jobben – für 30 Euro am Tag. „So haben wir uns Frankreich nicht vorgestellt“.

Wie dann? „Zumindest besser als Tunesien“, erklärt ein junger Mann: „Ben Ali ist zwar weg, aber der hat Tunesien ruiniert. Es wird lange dauern, bis es wieder aufwärts geht“. Einige kommen aus dem besonders armen Landesinneren, andere aus den Küstenregionen, die vom Tourismus lebten. Der ist seit der Revolution weggebrochen. Einige trieb schlicht jugendliche Entdeckungs- und Abenteuerlust: „Ihr in Europa könnt doch zu uns kommen, wann es euch beliebt, warum haben wir dann nicht diese Freiheit?“

Nach dem Sturz des alten Regimes wagte sich die Polizei, die zuvor die Bevölkerung schikaniert hatte, kaum mehr auf die Straßen. Die vormalige Überwachung, die auswanderungswillige Jugendliche in Schach hielt, war plötzlich weg. Viele wollten die Gunst der Stunde nicht verstreichen lassen. „Wir haben Ben Ali besiegt, wir haben dem Tod während der Überfahrt ins Auge gesehen und wir haben die italienischen Küstenwachen übertölpelt. Uns wird auch die französische Polizei nicht unterkriegen. Wir haben ja nichts verbochen“.

Jetzt stehen sie da, mit gegeltem Haaren und modischen kleinen Rucksäcken, und schauen unschlüssig auf die wogende Menge von Belleville, die teilweise ärmer wirkt wie sie selber. Auf dem breiten Gehsteig in der Mitte des Boulevards haben sich Hunderte – Chinesen, Roma, Schwarzafrikaner, Maghrebener – zu einem unangemeldeten Flohmarkt versammelt. Auf dem Boden sind Kleider und halbkaputte Haushaltsgeräte ausgebreitet, die aus den Mülleimern der Nobelviertel stammen. Menschen feilschen erbittert um Lebensmittelkonserven und Schokolade mit abgelaufener Verbrauchsfrist. Die Polizei vertreibt sie regelmäßig, und ebenso regelmäßig kommen sie wieder.

Einige der jungen Tunesier trauen es sich zu, in diesem Gewühl unterzutauchen, vielleicht fünf bis zehn Jahre bis zur Erlangung einer Aufenthaltsgenehmigung durchzuhalten. Einige haben bereits erste Schwarzhandelskontakte geknüpft. Andere, wenige, erwägen die Rückkehr.

Die Polizei, die dutzende junger Tunesier vorübergehend festnahm, gibt ihnen eine sieben Tagesfrist für eine „freiwillige“ Rückreise, das Flugticket und 300 inbegriffen. Ein Teil der Linksopposition, darunter der Pariser Bürgermeister, Bertrand Delanoë, warnen hingegen vor „unwürdigen Abschiebungen“ und bemühen sich um Beratung und provisorische Unterkunft.

Franko-Tunesier sind mit Spenden zur Stelle – und mit gemischten Gefühlen: „Tunesien hat weit über 100.000 Flüchtlinge aus Libyen aufgenommen und versorgt, und Frankreich kann nicht ein paar hundert Kinder würdig behandeln,“ empört sich eine Ärztin. Allerdings neigt auch sie dazu, den herumirrenden jungen Landsleuten die Rückreise schmackhaft zu machen: „Diese Jugendlichen waren voll der Illusionen. Aber daran tragen auch einige Tunesier aus Frankreich Schuld. Die haben im Urlaub in Tunesien mit teuren Autos, die oft bloß geliehen waren, und mit ihrem vorgeblichen Reichtum geprotzt“.